

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 334. Ach, geht mich doch los, mer hat nicks wie Trubel un Batter un wenn mer denke duht, ein Trubel wär vorbei, dann is auch schon widder ebbs anners do, so was mer uff beifich sage duht, ebbs differentes.

Wie ich ihne i mei letzte Schreibbrief riephoret hen, hen ich en Krach mit den Wedesweiler gehabt, bitahs er hat mich von wege unsere Verheiratete Mister Edithor, wie duht das lifense? — wege unsere Aetittuht gege die Brifschet, was unferen verheiratete Bub seine Aite is, oder besser gefagt, war, daungefacht. Ich hen e schredliche Wuth an den Wedesweiler gehabt, awover es sin harblie zwei Däg gepählt, do hen ich schon widder hingehn müsse un hen for gutes Wetter anhalte müsse.

Jetzt, Sie wisse doch gut genug, Mister Edithor, daß ich artig libberel sin un en Saluhntieper eskädliche so hoch estimehte un liebe un verehere wie einig annere Geschäffsmann un doch gleich ich die Ebidie nit, daß mein Bub en Saluhnwirt is. Un der erste Riesen for meine Antipatologie is der Phillip, was mein Hosband is. Ich hen ihne ja schon oft genug die Sach verediplennehschend. Wie ich ausgefunne hen, daß der Karlie schubt genug sein Weid aufgemacht gehabt hat, in das Viderbühne zu gehn, da sin ich zu den Wedesweiler un hen den alles verzählt. Er hat gefagt: „Der Karlie is en verdollter Fühl un das is all war er is.“

Da hat er gefagt: „Bist du trehsig, oder bist du von die Sonn inuvertomme worde? Ich soll mei Bihne schlecht mache? Wei, das duht awover doch einig biete! All was ich duht kann, is, daß ich den Karlie pruhte, daß er kein Sudgeh mache kann, awover davor is das Bihne nit zu bleshme, davor is der Mann, wo fo en Bihne ronne duht, zu bleshme. Wenn einer en Tschentun ronne will un jeden Tramp un Stoff, wo inseit komme duht, Drinks ausbische will, dann kann er in die erste paar Monat Berrels voll Geld mache, dann is er awover fertig un die Polkes duht ihn sei Bihne stappe; was er awover en biesente Plaz ronne will, dann muß er in die erste Lein en gebildeter Mann sein, er muß richtig zu sei Bihne tende, muß von Morgens früh bis Abends spät dabei sein un muß dafür ausgade, daß nids verlore werd un daß er en biesente Trehd kriege duht, davor hat der Karlie nit genug Brehns un das is, was ich ihn sage will.“

Well, ich sin ja auch damit fättisheit gewese un hen aus Grüttduht en Kimmel getriet — ich gleiche nit, mich ebbs schente zu lossen. Ich hen dann mit die Wedesweilern en Wahst genome, wisse Se, die is ja immer an den Goh un da hen ich sie auch mein Trubel verzählt. Da hat se gefagt, ich behl alles viel zu ferius angude. Wenn sie so en Bub hätt, wo wie der Karlie nids gelernt un nids vergefse hätt, wo awover doch en guter biesenter Feller wär, dann behl sie ihn in das Männusäckering Bihne starte, so was mer auf deutsch uffsege ruft. Es behl gar nids ausmache, was es wär, es wär for alles en große Die-män da un wann er Fleipepper männusäckere behl. Bei Galle, Fleipepper, das hat mich gut getrockt! Da könne nit viele Espennes sein un ein-niger Mensch braucht es un die ganze Welt lauft es auch. „Wedesweiler“n, hen ich gefagt, „du machst dich gar kein Begriff des Begreifens, was du auf mei Herz en Impreschen mit dein

Fleipepper gemacht hast. Un das is auch e Bihne, wo einer zu stide muß. Heut Nacht, wenn ich ganz mit mich un meine Gedante allein sin, dann denk ich emal hart inuwer die Brappos-fischen nach un so weit wie ich's jezt sehn kann, is es en Goh.“ Mer hen uns noch for e ganze Weil inuwer das Fleipepper verbreitet un sehn Se so fin ich. Wenn ich emol ebbs in mein Kopp hen un wenn ich ebbs for gut halte, dann könne mich keine zehn Hohrses von abbringe un von den Fleipepper hat mich auch niemand mehr abbringe könne. Ich hen nur genunnet, was der Phillip for eine Ebidie aufs Dapeht bringe werd, er hat doch gefagt, daß er for den Karlie, ausgade wollt. Ich hen ihn off Rohrs auch e paar mal gefragt, awover da hat er immer so e schmarres Fehs gemacht — well, Sie fenne ja den alle Fühl — un hat gefagt: „Awowarte un Tschetrinke, das gibt e Surpreis for dich. Awover wann ich alles reddig, hen, das meint, wenn ich mit Figgere un Nummerwert dorch sin, dann schieh ich los un dann wirst du sage: „Phil, das hast du gut gemacht.“ Sehn Se mit so Stoff muß ich dann zufriede un fättisheit sein un wann ich ein Wort sage, dann fühlst er sich insoliet un ich muß mich sage lasse, daß ich kein Friede und Bies in den Haus hawowe kann un immer en Fohz rehsse, muß. Well, ich diepenbe besser gar nit an den Phillip un lege mich lie-woer an das Fleipepper.

Mit beste Riegards, Yours, Lizzie Hanstengel.

Serhent.

Patient: „Diese Nacht träumte mir, ich hätte getanzt, Herr Sanitäts-rath!“

Arzt: „So ist's recht; nur tüchtig Bewegung machen, das ist die Haupt-sache!“

Am Stammtisch.

„Meister eines Stammtisches, zu einem Gast, der eine etwas harte Redensart gebraucht hat: „Herr Meier, möhigen Sie sich, Sie sind hier in anständiger Gesellschaft.“

Meier (eingeschüchtert): „Entschuldigen Sie, das habe ich nicht gewußt!“

Meister: „Nun, wenn Sie sich entschuldigen, mag es gut sein!“

Geschäftlich.

„Kennen Sie die Firma Heinrich & Müller in Dingoda?“

Reisender: „O ja, der Inhaber hat schon in geschäftlicher Beziehung mit mir gestanden.“

„So? Hat er Ihnen was abgekauft?“

Reisender: „Das nicht, aber er hat mich 'mal — rausgeschmissen!“

Ohne Credit.



Heirathsvermittler: „Ich vermittele Ihnen eine Frau mehr. Sie sind mir Ihre Selige noch schuldig.“

Begrifflich.

„Als der Einbrecher in Ihr Zimmer kam, sind Sie sofort unter das Bett gekrochen und haben ihm von da aus zugesehau. Sie müssen also den Dieb doch beschreiben können!“

Professor Angstmeier: „Ich hätte leider vergessen, meine Brille mit hinunterzunehmen.“

Kataler Doppelsinn.

General: „Freue mich, daß der Unfall neulich so gut abgelaufen. Wozin hat Sie denn eigentlich der Gaul geschlagen?“

Major: „Gerade hier an den Kopf, Excellenz!“

General: „Na, das war aber gerade eine verdammt dumme Stelle!“

Die lieben Freunde.

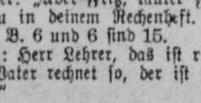
„Dent Dir, der Mensch, der Müller, hat gestern am Stammtisch erzählt, ich sei ein Kameel!“

„Na, das hat ihm doch keiner gelaubt.“

„Meinst Du?“

„Allerdings. Sieh mal, ein Kameel kann sieben Tage arbeiten ohne zu kaufen. Bei Dir ist es doch gerade umgekehrt.“

Er muß es wissen.



Lehrer: „Aber Fröh, lauter Fehler hast du in deinem Rechenest. Da steht z. B. 6 und 6 sind 15.“

Fröh: „Herr Lehrer, das ist richtig, mein Vater rechnet so, der ist Zehlfeller.“

Das Schiff der Schatzsucher.

Vor einigen Monaten verließ ein Schiff von 350 Tonnen die Themse, das den Namen Alfred Nobel führte. Die Jagd nach Schätzen auf dem Meeresgrund war die Aufgabe, die das kleine Fahrzeug ausführen sollte, und die Gesellschaft, welche die Verantwortung für seine Reise trug, war die Südafrikanische Bergungs-Co., deren Kapital 15,000 Pfd. Sterl. sein sollte. Es war jedoch in Wirklichkeit bedeutend geringer, aber man hoffte, daß die Erfolge neues Gold bringen würden. Trotz dieser finanziellen Schwierigkeit hat die Alfred Nobel, seit sie ausließ, prompt ihre Forschungen und Bergungen betrieben und Wracks nicht nur an der südafrikanischen Küste, sondern auch an andern und viel weiter entfernten Punkten des schwarzen Erdtheils untersucht.

Kürzlich kehrte nun die Alfred Nobel mit den Merkmalen einer großen Seereise zur Themse zurück. Ihre Jagd nach Schätzen ist vorüber und, um die Wahrheit zu sagen, ist das Unternehmen, wie beinahe alle früheren Expeditionen ähnlichen Charakters, ein Fehlschlag gewesen. Was die zukünftige Verwendung des Schiffes sein wird, ist noch nicht festgestellt. Vor einigen Wochen war sein Verkauf angezeigt, und in Anbetracht seiner Ausrüstung als Bergungsdampfer mit Pumpen, Schweißmaschinen, Submarinelnichten, Preshluftmaschinen und andern Hilfsmitteln, mag es möglich sein, daß es von der einen oder anderen Schiffbruchgesellschaft erworben wird. Andererseits hört man Gerüchte, daß es sehr bald dazu verwendet wird, Dynamit um die Küste der britischen Inseln zu verschiffen. Eins wenigstens scheint wohl sicher, und das ist, daß es nicht wieder als Schatzgräberschiff benützt wird.

Es hat immer seine Schwierigkeiten, die näheren Einzelheiten zu sammeln, die sich auf solch einer seltsamen Reise, wie sie eben von der Alfred Nobel vollendet wurde, zugetragen haben. In erster Linie verließ der Kapitän, der das Schiff von London fortgeführt hatte, es an der südafrikanischen Küste und beinahe die ganze Mannschaft wurde im Anfang dieses Jahres in Kapstadt abgelohnt und eine zweite Mannschaft angemustert, um das Schiff in die Heimath zu bringen. Die Alfred Nobel hat thatsächlich eine Reise rund um den afrikanischen Erdtheil gemacht, denn bei der Ausreise nahm sie ihren Weg durch das Mittelmeer und fuhr dann die Ostküste entlang bis zum Kap der guten Hoffnung.

Cap Guardafui begann zuerst die Thätigkeit des Schatzsuchens. Hier lag der zerfetzte Rumpf des französischen Dampfers Chodoc (2778 Tonnen), der im Jahre 1905 auf einer Reise von Saigon nach Bordeaux strandete. Als er strandete, befanden sich 600 Soldaten an Bord, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er irgendwelcher Belästigung von Seiten der Eingeborenen ausgelegt war. Weniger glücklich war die Alfred Nobel, denn sie konnte sich nur nichts von dem alten Wrack bergen, sondern einer ihrer Leute erhielt in einem Handgemenge mit den Eingeborenen einen Schuß in den Rücken. Nachdem sie diesen Ort verlassen hatte, ging die Alfred Nobel südwärts und lief Sansibar an, wo sie das Wrack der Jagd des Sultans besichtigte, ein Fahrzeug, das den Namen Glasgow führte. Dieses Schiff sank während des Bombardements der Stadt. Ein Taucher ging hinunter und unterzog es einer sorgfältigen Prüfung, aber es konnte nichts gerettet werden und daher unterließ die Alfred Nobel auch jeden Versuch.

Ein Kabeldampfer der Great Northern, der an einem Riff vor Sansibar strandete, war das nächste Schiff, das die Aufmerksamkeit des Bergungsschiffes erregte. Aber hier wurde auch wieder gefunden, daß es sich nicht lohnen würde, an dem Wrack zu arbeiten. Die Alfred Nobel steuerte dann südwärts zur Delagoa-Bay und arbeitete dort an einem Wrack drei Monate, wobei sie das Glück hatte, werthvolles Gut zu bergen. Das Schiff war die Middleburg, ein altes Fahrzeug, das 1714 aufstieg. Nahezu zweihundert Jahre waren seit seinem Verluße verfloßen; die Taucher der Alfred Nobel konnten aber eine Menge werthvoller Porzellans herausschaffen, das in der Londoner Auktion einen sehr guten Preis erzielte.

Ueber die Jagd nach Schätzen an der afrikanischen Küste zu schreiben, ohne Krügers Gold zu erwähnen, ist ganz unmöglich. Dieses „fabelhafte“ Vermögen in Goldbarren, von dem man vermuthete, daß es bei dem Schiffbruch der Barle Dorothea verloren gegangen sei, wurde von den Leitern der atenteuerlichen Expedition der Alfred Nobel nicht vergessen. Es wurden aber keine wirklichen Schritte unternommen, um das alte Wrack auszubeben, wahrscheinlich aus dem sehr sichhaltigen Grunde, daß die Dorothea, als sie verloren ging, keine Goldklumpen an Bord hatte. Man erblickte den Rumpf der alten Barle und ihre Lage wurde von dem Deck der Alfred Nobel aufgenommen. Ein anderer Wrack, zu dem der Bergungsdampfer seine Reise fortsetzte, war das der Dunbeth, die in der Nähe von Angra Pequena in Deutsch-Südwesafrika strandete. Das Schiff wurde untersucht mit der Absicht, es flott zu machen. Die Alfred Nobel

hatte damals Doppelbesatzung und es wurden Leute auf das gestrandete Schiff übergeführt. Man erkannte bald, daß, wenn die Dunbeth erfolgreich flott gemacht werden sollte, es nöthig sein würde, zwei Anker an das Ufer zu nehmen, um sie zurückzuführen, wenn der Bergungsdampfer sie ins Schlepptau nahm. Aber es zeigte sich, daß die Behörden die Erlaubniß verweigerten, die nöthigen Anker zu landen; deshalb wurde die Bergung der Dunbeth nicht vollendet. Sie liegt noch dort und wird ohne Zweifel immer dort verbleiben, obwohl es die allgemeine Meinung an Bord der Alfred Nobel war, daß man das Schiff bergen könnte. Nach dieser Enttäuschung erreichte die Alfred Nobel Kapstadt und lag eine Zeitlang still, bis sie für fremde Rechnung das an der südafrikanischen Küste liegende Wrack des vor vier Jahren gestrandeten White Star-Dampfers Thermopylae untersuchen mußte und einiges Silber herausgeschaffte, aber nicht soviel daß es die Kosten gedeckt hätte.

Die Alfred Nobel kam wieder nach Kapstadt zurück, und nun wurde ein Versuch gemacht, Kohlen von dem Wrack des Seglers America zu heben, um die Bunker für die Heimreise aufzufüllen. Diese geborgene Kohle erwies sich jedoch als nahezu nutzlos für Dampferzeugung. Endlich verließ das Schiff Südafrika wieder zur Heimreise nach London. Die Reise zur Heimath war ereignislos und nahm fünf Wochen vier Tage in Anspruch. Von Kapstadt nach London stand das Schiff unter dem Befehl des Kapitäns W. Mathie, der, wie es heißt, nach Südafrika zurückkehren wird, um auf eigene Hand weiter nach verfuntenen Schätzen zu suchen.

Des Prinzenfängs Ende.

Das Staunenvertheilte, das sich in diesen Tagen in Konstantinopel vollzogen hat, ist zweifellos die Befreiung der sultanischen Prinzen aus dem Prinzenfäng. Die Wölfer in der Thüre waren immer nur Gesteintheile, die Prinzen aber stets Gefangene. Nur die ersten osmanischen Sultane schonten ihrer Brüder und männlichen Verwandten Leben. Aber als Sultan Bajesid Jil-dirim (der Wetterstrahl) 1389 seines Vaters Thron bestieg, begann er seine Herrschaft mit der Hinrichtung seines Bruders Natub. Der osmanische Reichshistoriograph der Zeit rühmte diesen Mord als eine politisch notwendige Maßregel. Als später einige solche Nothwendigkeiten anzuzweifeln gewagt hatten, machte Sultan Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, dem Streit, ob der Brudermord nothwendig oder nicht nothwendig, durch die Schaffung des Kanun oder Reichsgesetzes zur Sicherung des Thrones ein Ende.

Dieser Kanun befahl ein für allemal den Brudermord, als erste Herrscherpflicht. Mohammed II. begründete seinen Kanun mit folgendem: „Die meisten Gelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enteln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse, sie sollen danach handeln.“ Und fast ausnahmslos handelten sie alle danach. Als der 28jährige Murad IV. den Thron bestieg, ließ er kanunmäßig fünf Brüder erdorden. Dieser Sultan hinterließ zwanzig Söhne, der Thronfolger ließ die 19 Brüder nur bis zur Beerdigung des Vaters leben, dann aber durch Stumme erdorden.

Nur einige wenige Male konnte das grausame Reichsgesetz nicht in Anwendung kommen. Gleich Mohammeds II. Nachfolger Bajesid II. vermochte es nicht zu beachten, weil sein einziger Bruder Dschem rechtzeitig die Flucht ergriff; freilich entging Dschem auch im Auslande seinem Schicksal nicht, man weiß, daß er dort dem Sultan zu Gefallen erdorden wurde. Murad IV. hatte bei seiner Thronbesteigung in einer Anwandlung von Bruderverliebe seiner Bräuder Leben trotz des Kanuns verschont; aber als bei einem Aufbruch das Meer diesen Brüdern zujubelte, da beschloß der Tyrann ihre Hinrichtung; er lockte sie zu einem Feste und ließ sie in seiner Gegenwart erdorden. Solche verpödete Hinrichtung war aber geschwidrig, und der Divan hatte einmal den Muth, das gegenüber einem Sultan zu erklären. Mohammed IV. verschonte, da er bei seiner Thronbesteigung selbst noch jung war und seine Söhne befahl, das Leben seiner Brüder Suleiman und Achmed. Aber als ihm seine Gemahlin Rebia Gilmüsch (Frühlingsrosentranz), eine Griechin, einen Sohn geschenkt hatte, befahl er den Mord der Brüder. Der Muth war aber dagegen, mit der Begründung: „die Brüder — Hinwegräumung ist noch nicht an der Zeit, weil die Thronfolge durch einen einzigen Sohn in der Wiege nicht hinlänglich gesichert erscheint.“ Mohammed aber gab den blutigen Plan nicht auf; seine Gemahlin Rebia Gilmüsch, die Griechin, trieb ihn immer wieder zum Brudermord an, aus Haß gegen die Sultantmutter Tarchan, eine geborene Russin. Und eines Nachts drang Mohammed selbst in der Mutter Schlafgemach, um eigenhändig dort die Brüder zu tödten. Zwei Sklavinnen sahen den Sultan eintreten und den Dolch schwingen, sie wendeten die Herrin. Die Mutter warf sich über das Bett der kleinen Prinzen. Da wich der Sultan zurück. Die Prinzen blieben am Leben, aber die Sklavinnen wurden zur Strafe für ihre Wachsamkeit gekent. Wenige Jahre später gebar Rebia Gilmüsch abermals

einen Sohn und verlangte vom Sultan neuerdings zur Sicherung der Erbfolge für seine eigene Nachkommenschaft Hinwegräumung der Brüder. Der Sultan wollte diesmal den Brudermord auf geschicktem Wege vollziehen lassen. Er begab sich auf die Höhe Pforie und trug dem Divan sein Verlangen vor. Die Minister batlen den dischah Ineffällig, seiner Brüder Leben zu schonen; der Muthi Ali Efendi aber hatte den Muth zu erklären. Der Brudermord ist nur dann kanonmäßig, wenn er gleich nach der Thronbesteigung vollzogen wird.“

Diesem Ausspruch mußte Mohammed gehorchen, und also bieben Suleiman und Achmed am Leben; letzterer wurde in der Folge selbst Sultan und eingedenk der eigenen glüchlich überstandenen Lebensgefahr, verzichtete er als erster von allen Sultanen seit Mohammed II. freiwillig auf das blutige Sultansrecht des Brudermordes. Seither begnügten sich die osmanischen Herrscher damit, bei ihrer Thronbesteigung über ihre Brüder, Neffen und Vetter statt des Mordes bloß die Gefangenschaft zu verhängen. Die Prinzen mußten zeitweilen in bestimmten Gemächern wohnen, die man bezeichnerweise Prinzenfänge hieß. Aber die Prinzen mußten immer fürchten, daß das alte Gesetz wieder auflebe. Als Abdul Medschid, der Vater des jetzigen Sultans starb, erfasste seine Söhne so entsetzliche Angst von ihrem Oheim Abdul Afis, daß sie sich in Keller und Winkel verthrochen; der dritte Sohn Abdul Medschids, der jetzige Thronfolger Mohammed Reshad Efendi, wollte sich ins Meer stürzen. Die Angst war gerechtfertigt. Abdul Afis trug sich mit Mordplänen gegen seine Neffen. Er ließ sie in dem Prinzenfäng im Palaß von Dolmabahaghis einperren. Später trennte er die Brüder und wies jedem von ihnen einen separaten Käfig an. Als Abdul Afis nach Aegypten zur Gröpfung des Suezkanals und nach Paris zur Weltausstellung reiste, schleppte er die Prinzen als Gefangene mit. Murad — später Sultan Murad V. — namentlich erregte als nächster Thronanwärter besonders den Argwohn des Abdul Afis. Als der Sultan mit ihm nach Konstantinopel zurückgekehrt war, ließ er ihn nach Kurbalidere bringen, wo er fern von jeder Verbindung mit der Hauptstadt bleiben mußte. Eine Palastrevolution machte eines Tages der Herrschaft des Abdul Afis ein Ende, und Midhat Pascha, der Jungtürkenführer, geleitete Murad aus dem Prinzenfäng auf den Sultans thron. Aber die Gefangenschaft voller Martern hatte den Geist Murads zerstört, nach 93 Tagen wurde er wegen Irrens entthront, und sein Bruder Abdul Hamid stetzte ihn wieder in den Prinzenfäng. Dies war noch milde, beinahe ungeschick milde. Denn der Islam kennt nur einen Kalifen, und Abdul Hamid duldete, daß ein zweiter Kalif, sein entthronter Bruder, 28 Jahre als Kalifats — Nebenbuhler weiterlebte. Sein Großvater Mahmud II. hatte in einem ähnlichen Falle den entthronten Bruder Mustafa IV. ohne Zögern erdorden, damit nicht zwei Kalifen auf Erden wären. Allerdings hat Abdul Hamid II. bloß auf den Brudermord verzichtet, im übrigen aber über seine Brüder, Neffen, Battern und selbst über einige seiner Söhne jahrzehntlang eine so grausame Gefangenschaft verhängt, daß mancher dieser Gefangenen den Tod vielleicht dem Leben vorgezogen hätte. Mit größtem Mißtrauen behandelte er namentlich seinen Bruder Mohammed Reshad, der das nach dem Sultan älteste männliche Mitglied des Hauses Osman und daher dem Gesetze gemäß präsumtiver Thronfolger ist. Die Konstitution ist wohl für Niemanden von größerem Segen geworden als für all diese unglücklichen Prinzen, von denen jeder bei der Aussicht, einmal Sultan und Kalif zu werden, seine Tage als Gefangener verbringen mußte. Nun ist auch ihr Martyrium zu Ende. Eine offizielle Mittheilung verlündete, daß „die eff der Person des Erbprinzen Reshad Efendi attackirten Spione“ auf Befehl des Sultans aus der Residenz des Thronfolgers abberufen wurden. Der

Thronfolger und alle anderen Prinzen, von denen die meisten seit ihrer Geburt noch nicht das Haus verlassen hatten, in dem sie das Licht der Welt erblickten, dürften sich nun frei bewegen. Zu Duzenden sieht man sie erscheinen, die Moscheen besuchen, Theateraufführungen beimohnen, auf den Promenadenwegen herumtuscheln. Der Prinzenfäng hat sein Ende gefunden, seine Thore sind geschlossen worden für immer. Wie sich die Dinge auch sonst gestalten mögen, Brudermord oder Prinzengefängenschaft wird es in der Türkei als Mittel zur Sicherung der Thronherrschaft nicht mehr geben.

Gefährlicher Patient.

Eine gefährliche Konsultation hatte kürzlich in Berlin Dr. Albert, der Assistent des Professors Gerlein von der Thierärztlichen Hochschule, vorzunehmen. Er wurde nach dem Brunnen theater in der Badstraße gerufen, um Elsa zu untersuchen, die seit einer Woche sich recht leidend fühlte. Elsa ist die Gattin von Frank, einem rabiaten afrikanischen Löwen, der schon zwei Menschenleben auf dem Gewissen hat und jetzt mit seinen vier Kindern und der bewußten Elsa allabendlich unter Leitung des Domp-teurs Heinrich Waaner im Brunnen theater seine Kunst zeigt. Während die zwölfjährige Wüstenkönigin „Elsa“ früher täglich ihre zehn Pfund Kohlfleisch konsumirte, nimmt sie jetzt nur noch zwei bis drei Pfund in kleinen Rationen; sie ist abgemagert und so schwach geworden, daß sie bei dem Ringkampf mit ihrem Sobne Hercules regelmäßig unterliegt. Nimmer sollte die Ursache ihres Leidens festgestellt werden. Die übrigen Mitglieder der Löwenfamilie wurden in den Nebentag geschickt, und Dr. Albert wurde vom Dompieur freundlich aufgefordert, in den Käfig zu Frau Elsa zu kommen. Der Arzt schen erit den Versicherungen, daß Elsa „verhältnismäßig fromm“ sei, wenig Glauben zu schenken, denn das starke Thier schlug trotz seiner Krankheit recht kräftig mit den Krallen auf den Käfigboden und ließ ein bedrohliches Brüllen hören, aber schließlich beruhigte es sich und zeigte geborham dem Arzt die Zunge. Die Diagnose lautete: Leichte Lungenaffektion infolge von Erkältung und Appetitlosigkeit. Das Fieberthermometer, das sich Elsa ruhig in die Achsel legen ließ, zeigte eine übermäßig hohe Temperatur, und so ist zu hoffen, daß die Frau Elsa verordneten Einreibungen und Appetit anregenden Mittel bald zur völligen Genesung führen mögen. Dr. Albert konnte ungefährdet den Löwentag verlassen.

General Kuropattin schreibt wieder ein Buch über den russisch-japanischen Krieg. Er möchte wohl mit der Feder tun machen, was er mit dem Schwerte verlorben.

In dem offiziellen Verzeichnis der Pariser Anetoden dürfen die weiblichen Rechtsgelehrten ihre Bilder nicht veröffentlichen, weil angenommen wird, daß die hübschen Vertreterinnen des Anwaltstandes ihre körperlich minder begünstigten Mitschwester in den Schatten stellen und ihnen die Klanken rauben werden. O, diese Männer!

Die Klubdamen von Kenwood in Illinois sind übereingekommen, auf alle Vergnügungen und allen Puz zu verzichten, bis die Illinois Central den elektrischen Betrieb eingeführt hat. Wenn die Gatten dieser Damen nicht auf den Kopf gefallen sind, werden sie sich hinter die Eisenbahnverwaltung, damit sie die Einführung der Neuerung möglichst lange hinausschiebt. Sie würden ein Geschäft dabei machen.

Nur gemacht! Alle politischen Differenzen werden am 3. November durch ein unparteiisches Schiedsgericht beigelegt werden.

Auch der Langsamke wird eilig, wenn es gilt, ins Unglück zu rennen.

Zweierlei Geschmack.



„Wie prächtig ist nicht so eine helle Mondnacht an der See!“

„Na, wech nich, da ist mir eine Nacht in Berlin lieber.“